



HILKE SELLNICK

Danzig

ZEITEN DES
STURMS

ROMAN



PENGUIN VERLAG

Der Verlag behält sich die Verwertung des urheberrechtlich geschützten Inhalts dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

3. Auflage 2024

Copyright © 2024 by Hilke Sellnick

Copyright © 2024 by Penguin Verlag

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Redaktion: Dr. Ulrike Strerath-Bolz

Karte: Peter Palm

Umschlaggestaltung: Favoritbüro

Umschlagmotiv: © Arcangel Images / Abilgail Miles;

© Arcangel Images / Joanna Czogala; ©Shutterstock / Ginger Cat;

© vintage-germany / Vintage Germany

Gesamtherstellung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany 2024

ISBN 978-3-328-10873-3

www.penguin-verlag.de

Theodor

Er hat einen festen Schlaf und erwacht erst, als Luise ihn am Arm zerrt. Was sie dabei flüstert, ist nicht zu verstehen, weil es in Ächzen und Stöhnen untergeht.

»Was ist denn?«, murmelt er schlaftrunken.

Dann kommt er zu sich und begreift. Das Kind! Sie bekommt ihr Kind. Er springt in panischem Schrecken aus dem Bett und läuft barfuß in den Flur.

»Traude! Frau Döppel!«, brüllt er heiser.

Oben in den Dienstbotenkammern des alten Danziger Handelshauses regt sich nichts; wenn es darum geht, mitten in der Nacht die Hebamme zu holen, sind die Angestellten schwerhörig. Zumal draußen Schnee liegt und eisige Februarkälte den Atem gefrieren lässt.

Wütend hämmert der Herr des Hauses gegen die Tür, hinter der sein Bruder Ernst schläft. »Steh auf! Luise ist in den Wehen! Nun mach schon!«

Aus dem ehelichen Schlafzimmer ist deutlich Luises Ächzen zu vernehmen. Es macht ihm Angst. Seine Ehefrau hat mehrere lebensgefährliche Fehlgeburten erlitten, eigentlich hätte sie – so die Warnung des Arztes – nicht mehr schwanger werden dürfen. Es ist aber doch geschehen, und Gott hat es gefügt, dass sie das Kind dieses Mal ausgetragen hat. Nur: Wird sie die Geburt überleben? Luise ist zart, der starke Blutverlust bei den Fehlgeburten hat sie jedes Mal an den Rand des Todes gebracht.

Sein jüngerer Bruder scheint es nicht eilig zu haben, aus dem Bett zu steigen. Ungeduldig nimmt Theodor das Nachtlicht von der Flurkommode, reißt die Tür von Ernsts Schlafzimmer auf und leuchtet hinein. Natürlich – da liegen beschriebene Papierbögen auf dem Tisch, und die heruntergebrannte Kerze steht daneben. Er hat wieder die halbe Nacht lang an seinen überflüssigen Traktaten geschrieben. Ernst sieht sich als großer Literat – was für ein Unsinn!

»Hast du nicht gehört? Zieh dich an und hol die Hebamme herbei!«

»Wieso denn ich?«, knurrt es verschlafen hinter den Bettvorhängen. »Ist es vielleicht mein Kind?«

Wut überkommt Theodor. In letzter Zeit erlaubt sich Ernst Frechheiten, die er sich früher dem älteren Bruder gegenüber nicht herausgenommen hätte. Es scheint, dass ihm seine Verlobung mit der reichen Reederstochter Annemarie Jonkers zu Kopf gestiegen ist; schließlich bringt sie nützliche Geschäftsverbindungen zur Reederei ihres Vaters mit sich.

»Soll ich dir Beine machen?«, brüllt Theodor und nähert sich drohend dem Bett. Er hat keine Hemmungen, dem jüngeren Bruder die Decke wegzureißen und ihn an den Haaren aus den Kissen zu zerren.

»Ich gehe, gnädiger Herr!«, ertönt es da hinter ihm.

Ein Licht ist im Flur aufgetaucht, doch die nachtgewandete Gestalt ist weder Traude noch die Wirtschafterin. Es ist Danuta, die ein wollenes Tuch um die Schultern gelegt hat.

»Nein!«, bestimmt Theodor. »Du nicht.«

Das fehlte noch, dass ausgerechnet Danuta bei Nacht und Kälte durch die Stadt läuft und vielleicht gar überfallen wird. Soll Traude oder die Döppel sich die Beine erfrieren. Mag Ernst sich kalte Ohren holen. Danuta ist eine Weile Bedienstete in diesem Haus gewesen, aber nun ist sie die Mutter seines heiß geliebten kleinen Söhnchens Christian, ihr darf nichts geschehen.

»Aber Ihre Frau braucht eine Hebamme, gnädiger Herr!«, jammert Danuta. »Sie ist zart, und die Geburt wird alle ihre Kraft kosten ...«

Mit einem Fluch steigt jetzt Ernst aus dem Bett und reißt sich die Schlafmütze vom Kopf, mit der er seine »Künstlerlocke« vor nächtlicher Zerzausung schützt.

»Raus aus meinem Zimmer!«, schimpft er. »Ich ziehe mich an. Leg mir Theodors Pelz zurecht, Danuta! Und die gefütterten Stiefel!«

»Na endlich!«, sagt Theodor befriedigt.

Dann steigt er die Dachbodentreppe hinauf, um den beiden Angestellten Feuer unter dem Hintern zu machen. Aufstehen. Lampen anzünden. Den Ofen im Schlafzimmer heizen. Wasser abkochen. Den Imbiss für die verfressene Hebamme richten. Tee zubereiten. Sich zur Verfügung halten. »Verdammt noch mal! Wenn euch eure Stellung lieb ist, dann sputet euch!«

Die beiden sind schon angekleidet. Natürlich haben sie seinen Ruf vorhin gehört, aber schlau, wie sie sind, haben sie abgewartet und gehofft, nicht in die Kälte hinausgeschickt zu werden.

»Zu Diensten, gnädiger Herr«, schwatzt die Wirtschafterin übereifrig und knickt vor ihm. »Ich musste nur das Kleid überziehen, kann doch nicht im Hemd vor dem gnädigen Herrn erscheinen ...«

Die Döppel ist klein und stämmig, aber hässlich wie die Nacht; die Vorstellung, sie im Hemd zu sehen, ist nicht angenehm. Auch das Hausmädchen, die magere, schmalbrüstige Traude, ist keine Schönheit. Er schickt sie zu Luise, die Wirtschafterin Frau Döppel macht sich derweil in der Küche zu schaffen.

Er selbst wird das Eheschlafzimmer vorläufig nicht betreten. Dort ist er fehl am Platz, Geburten und Ähnliches sind Frauenangelegenheiten, geheimnisvolle Vorgänge voller düsterer und erschreckender Details, von denen ein Mann nichts zu wissen braucht. Er wartet im Flur, bis Traude wieder herauskommt.

»Nun?«, fragt er.

»Sie hat Wehen, gnädiger Herr ...«

»Das weiß ich. Und sonst?«

»Es wird wohl noch dauern. Wenn die Hebamme da ist, wissen wir mehr.«

»Kümmere dich um sie!«

»Natürlich, gnädiger Herr ...«

Er bleibt noch einen Augenblick im Flur stehen, um zu lauschen. Als Luises Ächzen und Jammern wieder vernehmbar ist, steigt das unbehagliche Gefühl in ihm auf, dass er selbst an diesen Leiden nicht unschuldig ist. Schließlich hat er seinen Vorsatz, keinen ehelichen Beischlaf mehr zu pflegen, nicht eingehalten.

Sie hat es so gewollt, beruhigt er sich. Mehr noch: Es war ihr sehnlichster Wunsch, und immerhin hat sie das Kind dieses Mal ausgetragen. Was gebe ich auf das Geschwätz von Dr. Sternberg? So Gott will, wird Luise einen gesunden Sohn zur Welt bringen und ihn aufwachsen sehen.

Es ist kalt in dem ungeheizten Flur, und da er nichts weiter tun kann, um die Dinge zu befördern, zieht er sich in die Kammer zurück, die er selbst als Kind bewohnt hat und die jetzt für Gäste zur Verfügung steht. Es ist eng dort, weil man verschiedene Dinge abgestellt hat, um sie aus dem Weg zu haben, außerdem sind Laken und Kissen des Bettes vor Kälte klamm, sodass er eine Weile braucht, um einschlafen zu können. Dann jedoch schlummert er tief und fest.

Erst gegen Morgen zur gewohnten Zeit erwacht er. Es ist noch dunkel, im Haus herrscht Totenstille. Er setzt sich im Bett auf und spürt die eisige Kälte, die sein Nachthemd durchdringt. Niemand hat ihn geweckt, um ihm eine Mitteilung zu machen, das kann nichts Gutes bedeuten. Beklommen steht er auf und ruft nach Traude, damit sie ihm seine Kleider bringt.

»Wie geht es meiner Frau?«

»Sie schläft, gnädiger Herr.«

»Sie schläft? Ist das Kind denn geboren?«

»Nein, gnädiger Herr. Die Wehen haben wieder aufgehört. Die Hebamme hat kräftig gefrühstückt, dann ist sie heimgegangen, weil es wohl noch eine Weile dauern wird. Wir sollen ihr Nachricht geben, wenn die gnädige Frau wieder Schmerzen bekommt.«

Was für eine Enttäuschung! Die ganze Aufregung umsonst, die Kosten für die Hebamme, die sie ohne Zweifel einfordern wird, für nichts und wieder nichts. Wieso hat eine Gebärende Wehen und dann wieder nicht? Ist die Geburt eines Kindes nicht ein Geschäft, das man so eilig wie möglich hinter sich bringen sollte? Aber Luise war schon immer unzuverlässig ...

Draußen auf der Langen Gasse ist jetzt das Kratzen der Schneeschaukeln zu hören, ein Fuhrwerk rasselt vorüber, das Geräusch der Pferdehufe klingt dumpf auf dem verharschten Schnee. Er wartet, bis die Wirtschaftlerin einen Krug mit warmem Wasser bringt, dann wäscht er sich, rasiert sich und kämmt sorgfältig das Haar über die kahle Stelle in der Schädelmitte, die er sich beim Brand seiner Halle im vergangenen Jahr eingehandelt hat. Auch seine Hände sind betroffen. Zum Glück hat er alle Finger behalten, aber an den Innenflächen gibt es einige Stellen, die er mit Salbe bestreichen muss, weil die geheilte Haut empfindlich und nicht mehr elastisch ist. Es stört ihn, weil er nicht mehr gut zufassen kann und ihm oft Dinge aus den Händen gleiten, auch muss er sich vorsehen, dass er wichtige Schriftstücke nicht mit der Salbe besudelt. Dennoch ist er – alles in allem – recht glimpflich bei diesem verheerenden Feuer davongekommen. So mancher »gute Freund« oder Bekannte in Danzig hat Theodor Berend wohl schon auf dem Friedhof gesehen und darauf gewartet, dass das alteingesessene Handelshaus in Konkurs ging. Aber er hat sein Unternehmen über diese Katastrophe hinweggesteuert. Einige letzte Verbindlichkeiten, die man ihm gestundet hat, sind noch abzutragen,

aber er hat die Fristen so gut es ging eingehalten, und der Getreidehandel, zu dem er endlich Zugang gefunden hat, lässt auf wachsende Gewinne hoffen. Noch ist die Mottlau zugefroren, was die Schifffahrt behindert. Aber die Kälte kann ja nicht ewig dauern, spätestens in zwei Wochen ist der Danziger Hafen wieder eisfrei. Oben in Neufahrwasser, wo die Weichsel in die Ostsee mündet, können die Schiffe anlegen; seine Lagerhalle käme ihm jetzt sehr zupass. Aber die liegt noch als Brandruine im Sand, und es hat sogar geheißsen, dass sich diebisches Volk an seinen Backsteinen bedient hätte. Wie ärgerlich das alles ist!

Beim Frühstück ist er zunächst allein, weil Ernst wieder einmal verschlafen hat. Das gibt ihm Zeit, über die Ungerechtigkeit der Welt nachzugrübeln, die einem kriminellen Mistkerl erlaubt, aus purem Rachedurst eine Lagerhalle voller Holz in Brand zu stecken. Der ehemalige Diener Oskar Possert, den er dringend verdächtigt, seine Halle angezündet zu haben, ist nicht auffindbar, er kann für seine Tat nicht zur Verantwortung gezogen werden. Aber die Welt ist nun einmal so eingerichtet, dass die Gerechten leiden müssen und die Ungerechten triumphieren, das hat Theodor Berend von Kind auf erfahren müssen. Wem galt die Liebe des Vaters? Nicht ihm, dem ältesten Sohn, der sich verzweifelt darum bemüht hat. Der Vater liebte die beiden jüngeren Kindern, vor allem sein blondes »Hannchen« – die Tochter Johanna –, und den kleinen Ernst, der immer solche netten Späße und Kapiolen machte. Theodor hat damals schon gelernt, die Bosheit der Welt hinzunehmen, ohne daran zu zerbrechen. Es ist der Hass auf die Ungerechtigkeit, der ihm beim Überleben behilflich ist, der ihn wärmt und ihm die Kraft gibt, sich dem Schicksal zu widersetzen.

Ernst erscheint verfroren und übernachtigt im Speisezimmer, gießt sich Kaffee ein und klagt über Halsschmerzen.

»Ich will ja nichts gegen Luise sagen«, knurrt er. »Aber den nächtlichen Gang durch Schnee und Eis hätte ich mir sparen können.«

»Das konnte man nicht ahnen«, verteidigt Theodor seine Frau.
»Eine Geburt ist eine komplizierte Sache, die nicht immer so vor sich geht, wie man es erwartet.«

Ernst nickt sachverständig und streicht Butter auf seine Brotscheibe.

»Meine Annemarie ist der gleichen Ansicht«, verkündet er.
»Deshalb hat sie auch beschlossen, keine Kinder zu bekommen. Ein Entschluss, den ich bemerkenswert finde und mit dem ich mich einverstanden erklärt habe.«

Theodor ist es bereits gewohnt, mit den außergewöhnlichen Ansichten der Verlobten seines kleinen Bruders konfrontiert zu werden. Dieses Mal erscheint ihm Annemaries Aussage allerdings so widersinnig, dass er grinsen muss. Immerhin ist sie die einzige Tochter des wohlhabenden Reeders Jan Jonkers und als solche geradezu verpflichtet, einen Nachkommen und Erben in die Welt zu setzen.

»Meinen Glückwunsch zu dieser weisen Entscheidung«, bemerkt er ironisch.

»Herzlichen Dank«, gibt Ernst zurück und beißt in sein Butterbrot. »Im Übrigen«, fährt er kauend fort, »könntest du mir eigentlich die Halle in Neufahrwasser überschreiben. Annemaries Vater ist daran interessiert, sie wieder aufzubauen und als Lager für verschiedene Waren zu nutzen.«

Theodor verschluckt sich beinahe an seinem Morgenkaffee. Was für ein Ansinnen! Es ist offensichtlich, dass sein kleiner Bruder immer mehr Oberwasser bekommt, seit er mit dieser Annemarie verlobt ist.

»Die Halle dir überschreiben? Wie kommst du auf solch eine verrückte Idee?«

Ernst antwortet nicht gleich, vermutlich muss er allen Mut zusammennehmen, um seine Forderung aufrechtzuerhalten.

»Nun ...«, sagt er dann gedehnt. »Immerhin steht sie auf dem

Grund und Boden, den Papa in seinem Testament mir zugesprochen hat.«

Da hat er es! Diese neue Aufmüpfigkeit ist eindeutig dem schlechten Einfluss dieser Annemarie zuzuschreiben.

»Davon ist mir nichts bekannt«, sagt Theodor kurz angebunden. »Das Testament unseres Vaters liegt im Aktenschrank, du kannst nachlesen, was darin zu deinem Besitz bestimmt wurde.«

Sie wissen beide sehr gut, was in diesem Testament steht. Theodor hat es nach dem Diktat des sterbenden Vaters aufgeschrieben und anschließend von Ernst und Luise, die im Raum anwesend waren, durch Unterschrift beglaubigen lassen.

»Du weißt recht gut, dass du Passagen ausgelassen hast, die der Vater diktiert hat«, sagt Ernst und schaut ihm dabei auf eine neue, trotzig Weise in die Augen.

Damit hat er recht. Theodor wollte nicht, dass der Berend'sche Besitz zersplittert wurde, und hat deshalb einiges unterschlagen, was der Vater in seiner Gutmütigkeit den jüngeren Geschwistern zugedacht hatte. Was dem naiven Ernst bei seiner Unterschrift entgangen war.

»Willst du mir vielleicht vorwerfen, ich hätte dich um dein Erbe betrogen?«, fährt er den Bruder drohend an. »Versuch es nur – du wirst sehen, wie weit du damit kommst!«

Ernst senkt den Blick auf seinen Frühstücksteller. Sein kleiner Bruder war schon immer ein Feigling, einer Drohung kann er nicht standhalten, da zieht er gleich den Kopf ein.

»Was wäre so schlimm daran, wenn du mir die Halle überschreibst?«, verlegt er sich aufs Bitten. »Sie ist sowieso niedergebrannt, und es kostet eine Menge Geld, sie wieder aufzubauen.«

Da hat er zwar nicht unrecht, aber Theodor ist unter keinen Umständen gewillt, den Grund und Boden herzuschenken, auf dem sich die Halle befand. Seitdem sich der Ort Neufahrwasser und der Hafen mehr und mehr entwickeln, haben sich die Boden-

preise dort fast verdoppelt. Außerdem hat er vor, die Halle selbst wieder aufzubauen.

»Vergiss nicht, dass ich ein drittes Grundstück dazukaufen musste, um die Halle bauen zu können«, erklärt er.

Tatsächlich hat sich Berthold Forster, der Ehemann seiner Schwester Johanna, dieses Stückchen Land gut bezahlen lassen. Worüber sich Theodor heute noch ärgert. Er kann ihn nicht ausstehen, diesen dreisten Bootsbauer, der es gewagt hat, um eine Berend anzuhalten, und sie aufgrund schwieriger Umstände auch bekommen hat. Aber Johanna hat noch nie in ihrem Leben eine Gelegenheit ausgelassen, um ihm, Theodor, zu schaden.

Ernst macht einen letzten, zögerlichen Versuch, auf seinem Wunsch zu beharren.

»Jan Jonkers würde dir das Geld für dieses Grundstück schon geben«, meint er und seufzt. »Es bedrückt mich, dass ich so gar nichts in die Ehe einzubringen habe.«

»Wieso? Du bringst dein großes literarisches Talent und deine Leidenschaft für die schönen Künste mit«, höhnt Theodor. »Das sollte deinem zukünftigen Schwiegervater doch wohl genug sein.«

Darauf schweigt Ernst und wendet sich dem zweiten Butterbrot zu. Theodor betrachtet ihn nachdenklich. Sein gut aussehender kleiner Bruder ist in den literarischen Salons der Stadt beliebt, vor allem seitdem er das Journal *Die literarische Fackel* herausgibt. Er hätte auch eine andere heiratswillige junge Dame beglücken können, aber er musste sich ausgerechnet für Annemarie Jonkers entscheiden, die in der ganzen Stadt als »schwierig« verschrien ist. Obgleich Theodor keinerlei Sympathien für dieses Mädchen hegt, ist er doch mit der Wahl seines Bruders nicht unzufrieden, denn die Verbindung zu dem Vater der Auserwählten, dem wohlhabenden Reeder Jan Jonkers, hat sich äußerst günstig auf die Geschäfte seines Handelshauses ausgewirkt. Leider ist die junge Dame eigenwillig, und sein Bruder hat einen schwachen Charakter – man

muss die Angelegenheit daher im Auge behalten und notfalls eingreifen.

Traude, die den Frühstückstisch abräumt, weiß nichts Neues über den Zustand ihrer Herrin zu berichten, also begibt sich Theodor gemeinsam mit seinem Bruder hinunter in die Eingangshalle, um den Kontorschreiber Korbitz und die beiden Lagerarbeiter, die er neu eingestellt hat, einzulassen. Alle drei sehen verfroren aus, Korbitz macht sich gleich daran, den Ofen im Kontor anzuheizen, die beiden Lagerarbeiter müssen im Hof und vor dem Haus den Schnee wegschaufeln, der in der Nacht wieder reichlich gefallen ist. Theodor sucht verschiedene Warenproben und Schriftstücke zusammen, dann überträgt er Ernst die Leitung des Kontors, zieht den Pelz über und verlässt das Haus, um seinen Geschäften nachzugehen. Der Weg vom Berend'schen Anwesen zum Artushof, wo die Waren der Kaufleute umgeschlagen werden, ist nicht allzu weit: Nur am Rathaus vorbei, dann ist er schon an Ort und Stelle.

Am Portal des eindrucksvollen Anwesens tritt er sich den Schnee von den Stiefeln und geht gleichgültig an den beiden Dienern vorbei, die dort postiert sind, damit kein Unbefugter das Anwesen betritt. Der Kaufmann August Blott kommt ihm in Begleitung seines Schwiegersohns Eugen Albertus entgegen; man grüßt einander, beklagt die schlimme Kälte, die den Hafen blockiert, dann geht jeder seines Wegs. Theodor ist kein liebenswürdiger Plauderer, wie es sein Vater gewesen ist, der mithilfe seiner jovialen Freundlichkeit manch gutes Geschäft eingefädelt hat. Oft bedauert er dies, aber er kann seinen trockenen Charakter nicht ändern und hat gelernt, auf seine Weise zum Ziel zu kommen. Er durchquert die Vorhalle des Handelshofs, die mit hölzernen Statuen, Gemälden und von der Decke herabhängenden Schiffsmodellen geschmückt ist, und steigt die geschwungene Treppe zum Saal hinauf. Auch hier zeugt die Einrichtung vom jahrhundertelangen Wohlstand der Stadt und ihrer Kaufleute: unter dem gotischen Dachgewölbe sieht man ge-

schnitzte Wandvertäfelungen und prunkvolle Gemälde, ein gewaltiges Hirschgeweih streckt sich in den Raum hinein, und der hohe gekachelte Ofen scheint angeheizt zu sein. Allerdings gelingt es selbst dem gewaltigen, über zwölf Meter hohen Heizkörper nicht, den Saal zu erwärmen: An den Tischen, die zwischen den Granitsäulen aufgestellt wurden, ist es kalt und zugig; kein einziger der Kaufleute, die dort ihre Verhandlungen führen, hat Mütze oder Mantel abgelegt.

Theodor hat nicht vor, sich lange aufzuhalten. Es gilt, kleinere Warenposten zu einem guten Preis zu verhandeln, außerdem will er sich nach Wein und Rübenzucker umschaun und, wenn möglich, den Kauf gleich festmachen, da er Abnehmer dafür in Holland hat.

Gegen Mittag ist er jedoch immer noch nicht mit seinen Anliegen vorangekommen, und da er sich um Luise sorgt, schickt er einen Boten hinüber, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen.

»Die gnädige Frau befindet sich nicht wohl«, meldet ihm der kleine Bursche, der mit rot gefrorenen Ohren zu ihm zurückkehrt. »Es wird gebeten, dass der gnädige Herr doch bitte schön zurückkommen soll.«

Nervös gibt er dem Buben eine kleine Münze und wartet ungeduldig, den Zuschlag für einen Posten Pottasche zu erhalten, was schließlich auch geschieht. Das Geschäft wird mit Handschlag und Unterschrift besiegelt, dann verabschiedet er sich hastig und eilt nach Hause. Trotz der Kälte gerät er unterwegs ins Schwitzen, da Passanten und Fuhrwerke seinen Weg behindern. Einmal kommt er sogar fast zu Fall, weil ein paar Schulkinder auf dem Gehweg eine »Schlitterbahn« angelegt haben. Wütend über die Rangen steigt er die Stufen zum Beischlag seines Hauses hinauf und betritt die Eingangshalle.

Dort ist inzwischen Unruhe ausgebrochen. Traude kommt aus dem ersten Stockwerk heruntergelaufen, nimmt ihm Hut und Mantel ab und flüstert ihm zu, dass Besuch im Haus sei.

»Frau Jonkers mit Tochter, außerdem Frau von Kleiwitz, Frau Anna Ernestine Becker und Frau Rebecca Ostertag ...«

Großer Gott, denkt Theodor entsetzt. Haben die Damen nichts Besseres zu tun, als hier herumzusitzen und ihre Anteilnahme durch das Verbreiten von allerlei Klatsch und Tratsch kundzutun?

»Ist die Hebamme gekommen?«, erkundigt er sich.

»Sie ist gerade eingetroffen. Die gnädige Frau hat darauf bestanden, dass wir auch Dr. Sternberg holen lassen, er sitzt oben bei ihr.«

Warum Luise den Arzt zu sich bestellt hat, ist Theodor schleierhaft, schließlich geht es um eine Geburt, dafür ist die Hebamme zuständig. Aber Luise hat noch nie auf den Geldbeutel ihres Ehemannes Rücksicht genommen, so glaubt sie wohl auch jetzt, es sei besser, doppelt betreut zu werden.

Unten im Kontor ist Ernst mit dem alten Gropius beschäftigt, der beharrlich seinen Bernstein bei ihnen bestellt, weil er das Zeug schon bei ihrem verstorbenen Vater eingekauft hat. Theodor schaut nur kurz hinein, um gleich die Treppen hochzulaufen und, wenn möglich, ein paar Worte mit dem Arzt zu sprechen. Aus dem Wohnzimmer ist Stimmengewirr zu vernehmen; die Besucherinnen trinken Tee und unterhalten sich angeregt – diese alberne Sitte, sich im Haus einer Wöchnerin zu versammeln, um ihr weibliche Unterstützung angedeihen zu lassen, erscheint ihm mehr als unsinnig. Er vermeidet es, die Damen zu begrüßen, und schleicht sich so lautlos wie möglich die Treppe hinauf in den zweiten Stock. Dort kommt ihm Dr. Sternberg mit der Arzttasche in der Hand entgegen. Als er ihn erblickt, bleibt er mitten im Flur stehen und entlässt einen tiefen Seufzer.

»Es steht nicht gut«, erklärt der Arzt mit bekümmelter Miene. »Aber was soll ich sagen, Herr Berend? Ich hatte Sie gewarnt. Ihre liebe Frau hätte nicht wieder schwanger werden ...«

»Danke für die Belehrung«, unterbricht Theodor ihn wütend. »Was bin ich Ihnen schuldig?«

»Drei Taler und zehn Silbergroschen, wenn's recht wäre. Meinen ergebensten Dank, lieber Herr Berend. Und die allerbesten Wünsche für Ihre liebe Ehefrau ...«

Theodor zahlt und ist froh, als der lästige Schwätzer die Treppe hinuntergegangen ist. Gleich darauf vernimmt er die schweren Schritte der Hebamme, die offensichtlich unten in der Küche gewartet hat, weil sie dem Arzt nicht begegnen will.

»Ist er davon?«, fragt sie missgünstig. »Was sich die gnädige Frau da gedacht hat, so einen herbeizuholen! Ein studiertes Mannsbild hat doch keine Ahnung vom Kinderkriegen!«

Sie verschwindet im Eheschlafzimmer, und er hört, wie sie dort vollmundig verkündet, die gnädige Frau werde noch heute ein gesundes Kind auf die Welt bringen.

Wenn's denn so wäre, denkt er beklommen.

Einen Augenblick lang ist er versucht, zur Marienkirche zu laufen, um dort für Frau und Kind zu beten. Doch er verwirft den Gedanken, schon weil es draußen so eisig kalt ist, und auch, weil es ihm peinlich wäre, bei einer solchen Aktion beobachtet zu werden. Stattdessen klopft er an Danutas Kammertür, um bei ihr und seinem Söhnchen Trost zu finden. Doch niemand antwortet, und als er die Tür öffnet, findet er drinnen weder das ehemalige Hausmädchen Danuta noch den kleinen Christian. Vermutlich ist sie unten in der Küche, um bei der Arbeit zu helfen, und hat das Kind mitgenommen.

Im Flur ist jetzt Betrieb. Die Wirtschafterin kommt mit einem Stapel weißer Tücher gelaufen, eine ihm unbekannte Angestellte schleppt eine Kanne mit heißem Wasser, Traude eilt mit einer Kaffeekanne herbei und wäre um ein Haar mit ihm zusammengestoßen. Resigniert flüchtet er hinunter ins Kontor, wo sein Bruder Ernst für sich und den Schreiber Korbitz ein Mittagessen hat servieren lassen.

»Noch immer nichts?«, fragt er Theodor und grinst mitfühlend.

»Setz dich zu uns, großer Bruder. Es gibt Erbseneintopf, etwas fade, aber nahrhaft.«

Dass der Kontorschreiber von ihnen verköstigt wird, ist eigentlich nicht üblich, aber Theodor verkneift sich den Tadel, den sein Bruder dafür eigentlich verdient hätte. Stattdessen wartet er geduldig, bis man ihm sein Essen bringt, und hat auch nichts dagegen einzuwenden, dass Ernst ihm großzügig Rotwein dazu einschenkt.

»Du schaust aus, als könntest du einen guten Schluck vertragen«, meint Ernst gönnerhaft und gießt auch sich selbst und Korbitz ein. Theodor schüttet den Wein hinunter, als wäre es Wasser, hört dem Gerede des Kontorschreibers zu, der dreifacher Vater ist und von den schwierigen Geburten seiner Kinder zu berichten weiß, und schickt Ernst in den Keller, um zwei weitere Flaschen zu holen. Am späten Nachmittag, als es draußen schon dunkelt, findet er sich im Gästezimmer auf dem Bett sitzend wieder, sein Kopf ist dumpf, als habe er ein Federkissen hineingesteckt, im Magen blubbert es, und es quält ihn eine wichtige Frage, an die er sich nicht mehr erinnern kann.

»Gnädiger Herr!«

Er hebt den Kopf und erkennt die Wirtschafterin, die ins Zimmer getreten ist.

»Was ist?«

Seine Stimme klingt wie aus weiter Ferne. Er verflucht den Rotwein, den er ganz gegen seine Gewohnheit im Übermaß getrunken hat.

»Ihre Ehefrau wurde soeben entbunden.«

Er fährt hoch, muss sich jedoch gleich wieder setzen, weil ihm schwindelig wird.

»Wie ... wie geht es ihr?«

»Sie ist untröstlich, gnädiger Herr. Es ist nur ein Mädchen ...«

Auguste

Sie wendet sich fröstelnd vom Fenster ab und lehnt den Rücken gegen den warmen Ofen. Es schneit schon wieder. Du liebe Güte – es ist ja recht hübsch, zu Weihnachten und zum neuen Jahr weiße Flöckchen durch die Straßen tanzen zu sehen, vor allem wenn es auf dem Markt heiße Wurst, Backfisch und frisches, duftendes Backwerk zu kaufen gibt. Aber jetzt, Ende Februar, braucht kein Mensch mehr diesen dummen Schnee und schon gar nicht die eisige Kälte, die einem beim Ausgehen den Atem nimmt.

»Hast du an den Hustensirup für den gnädigen Herrn gedacht, Greta?«, fragt Auguste von Kleiwitz das Mädchen, das soeben das Frühstück der Herrschaften serviert.

»Gewiss, gnädige Frau. Wir haben ihn gestern noch aus Zwiebeln und Rübenzucker gekocht. Er wird dem gnädigen Herrn gut tun.«

Der liebe Klaus leidet seit einigen Tagen an einem hartnäckigen Husten, der ihn besonders in der Nacht quält und ihm den Schlaf raubt. Greta hat ihm bereits einen Brustwickel mit heißen, frisch gekochten Kartoffeln gemacht, doch hat diese Maßnahme leider kaum Wirkung erzielt. Vermutlich deshalb, weil Klaus ein ungeduldiger Patient ist und den wärmenden Brustwickel schon nach kurzer Zeit von sich geworfen hat.

»Was für eine lächerliche Kinderei!«, hat er geschimpft. »Schade um die Kartoffeln.«

»Aber Liebster, die können doch die Angestellten noch essen!«, hat sie ihm geantwortet, aber er wollte ja nicht auf sie hören.

Auguste blickt noch einmal prüfend über den gedeckten Frühstückstisch, rückt die Schälchen mit der Konfitüre zurecht und ruft nach ihrem Ehemann, der noch bei der morgendlichen Rasur ist.

»Sofort, mein Engel ...«

Ein Hustenanfall begleitet seine Antwort, und Auguste greift mit einem bekümmerten Seufzer zur Kaffeekanne. Ihr Ehemann erscheint in Uniform, der hochgewachsene, schlanke Rittmeister wird seinen Dienst tun, wie es sich für einen preußischen Offizier gehört. Eine kleine Erkältung ist kein Grund, sich krankzumelden.

»Nun, meine Liebe«, meint er lächelnd zu ihr. »Du hast mir noch gar nicht erzählt, was du gestern Nachmittag getrieben hast.«

»Oh, es war keineswegs angenehm«, meint sie kopfschüttelnd. »Aber du kennst mich ja, Liebster. Ich lasse meine Freundinnen nicht im Stich, und so habe ich den Nachmittag im Hause Berend verbracht. Ich habe es der armen Luise zuliebe getan, aber es hat mich doch unendlich viel Kraft und einige Nerven gekostet, dort so lange auszuharren. Du weißt, dass Theodor Berend schon immer ein rotes Tuch für mich gewesen ist ...«

Ihr Ehemann nickt verständnisvoll. Seitdem Theodor Berend die Hand auf die finanziellen Rücklagen des Journals *Die literarische Fackel* gelegt hat, ist auch er ärgerlich auf ihn.

»Ach, die arme Luise«, fährt Auguste aufgeregt fort. »Bleich wie eine Tote hat sie in den Kissen gelegen, als wir ins Schlafzimmer eingelassen wurden, um ihr zur glücklichen Geburt zu gratulieren. Und das Kindchen ist so klein und schwach – ich hoffe inständig, dass es überleben wird.«

Danuta hat sich des kleinen Mädchens angenommen, weil Luise ihr Kind nicht einmal angesehen oder gar in den Arm genommen hat.

»Sie hat ganz schrecklich geweint, als ich ihr zu der kleinen Tochter Glück gewünscht habe«, berichtet Auguste empört. »Kannst du dir so etwas vorstellen, Liebster? Sie ist tief enttäuscht, weil es *nur ein Mädchen* ist. Ist ein Mädchen vielleicht weniger wert als ein Junge?«

»Aber nein«, gibt Klaus lächelnd zurück. »Mädchen oder Junge – die Hauptsache ist doch, dass das Kind gesund und lebensstüchtig ist.«

»So sehe ich es auch ...«

Sie schweigt eine kleine Weile, weil sie daran denken muss, wie gern auch sie selbst ein Kindchen zur Welt bringen würde. Ach, sie haben beide zu Anfang ihrer Ehe so sehr gehofft, dass sich Nachwuchs einstellen würde, aber es hat nicht sollen sein. Auguste, die ein wenig zur Fülle neigt, ist rosig, gesund und munter, die Liebe zwischen den Ehepartnern blüht und gedeiht, doch eine Schwangerschaft will sich nicht einstellen.

»Wir haben einander, meine geliebte Freundin«, sagt Klaus, der ihre Gedanken erraten hat. »Das ist ein großes Glück, für das wir dankbar sein müssen.«

Seine tröstenden Worte werden von einem heftigen Hustenanfall begleitet, sodass Auguste ihn liebevoll auf das Fläschchen mit dem braunen Hustensirup hinweist, das Greta neben den Brötchenkorb gestellt hat.

»Du solltest dich wirklich lieber krankmelden«, meint sie stirnrunzelnd. »Wenn du bei dieser Kälte Dienst tust, wird das deinen Husten verschlimmern, und dann liegst du irgendwann ganz auf der Nase.«

Doch der Herr Rittmeister von Kleiwitz ist nicht gewillt, den Rat seiner besorgten Ehefrau zu befolgen. Schon weil heute Abend wieder der in ganz Danzig beliebte kunstsinnige Salon im Hause von Kleiwitz stattfindet und der Tag wie üblich mit Vorbereitungen verschiedenster Art angefüllt sein wird. Ein Chaos, dem

sich Klaus von Kleiwitz gern entzieht, um erst nach seinem Dienst am Abend den künstlerischen Ergüssen der Salonbesucher beizuwohnen.

Auguste bleibt nichts anderes übrig, als ihren Eheliebsten mit zahlreichen Küssen zu verabschieden und ihn zu ermahnen, alle Stunde einen Teelöffel von dem Hustensirup einzunehmen. Was er mit großem Ernst verspricht, während er das Fläschchen in die Jackentasche gleiten lässt.

Danach ruft sie Greta und Anton herbei, um mit ihnen die für heute notwendigen Arbeiten zu besprechen. Das Wohnzimmer muss gereinigt und umgeräumt werden, Stühle und Sessel herbeigetragen, der Klavierstimmer ist bestellt, um den Flügel zu stimmen, im Vorzimmer muss Platz für die Mäntel und Pelze der Gäste geschaffen werden. Gegen zwölf wird die angemietete Köchin erwartet, die verschiedene kleine Speisen für den Abend zubereiten soll, auch müssen Gläser für die Getränke bereitgestellt werden, und, und, und ... Ach, die Gäste ihres Salons haben keine Ahnung, wie viel Mühe und Aufwand sie jeder dieser Abende kostet. Aber sie tut es um der Kunst und der Künstler willen, die sich hier in ihren vier Wänden entfalten und präsentieren können. Wie viele bekannte Virtuosen der Stadt haben ihre Salons verschönert, wie viele junge literarische Talente hat sie entdeckt und gefördert! Nein, die Danziger, die eher als prosaische Händler und Geldsäcke bekannt sind, können ihr für ihren unermüdlichen Einsatz zugunsten der schönen Künste sehr dankbar sein. Auch unterhält sie eine lebhaftes Korrespondenz, um ihre Schützlinge an Freundinnen in nah und fern weiterzuempfehlen. Ja, ihre Verbindungen reichen bis ins ferne Brandenburg und nach Berlin, wo sie Verwandtschaft hat.

Während Greta und Anton sich im Wohnzimmer zu schaffen machen, begibt sie sich in den kleinen Salon, um die übrig gebliebenen Exemplare der *Literarischen Fackel* durchzuzählen. Leider

verkauft sich das Journal, das sie gemeinsam mit dem begabten Schriftsteller Ernst Berend gegründet hat, momentan ausgesprochen zögerlich. Besonders die neueste Ausgabe, die Anfang des Monats erschienen ist, hat kaum Anklang gefunden, sodass ein Stapel von über fünfzig Heften neben dem Schreibsekretär auf dem Fußboden liegt. Nun – wenn sie ehrlich ist, kann sie es den Lesern nicht verdenken. Der junge Mann, dessen hohes literarisches Talent sie von Anbeginn gefördert hat, befindet sich leider in einer Schaffenskrise. Ärgerlich nimmt sie eines der Hefte in die Hand, um es erst aufzublättern und dann mit einem unwilligen Kopfschütteln wieder zurück auf den Stapel zu legen. Wo sind die brillanten Essays, die netten, geistvollen Geschichten, mit denen Ernst Berend sein Publikum zu begeistern wusste? Mit Mühe bringt sie ihn dazu, den Fortsetzungsroman weiterzuschreiben, doch dessen Handlung zerfasert immer mehr in einzelnen Episoden, die Spannung löst sich auf, und Auguste hat das beklemmende Gefühl, dass der Autor keine Ahnung hat, wie er diese Geschichte zu einem befriedigenden Ende bringen könnte. Was schreibt er sonst? Ach Gott! Seitdem er mit Annemarie Jonkers verlobt ist, verfasst er Gedichte. »An die Geliebte« – »An das holde Wesen, das mein Herz erfüllt« – »Treue Sehnsucht nach der Schönsten« und »Mondbeschienene Einsamkeit«. Einiges ist ja ganz nett, aber letztlich wiederholt sich vieles, und überhaupt ist die Lyrik keinesfalls Ernst Berends Stärke. Dazu kommt, dass seine zahlreichen Anbetrerinnen recht gut wissen, an wen diese Ergüsse gerichtet sind, und da man nicht frei von Eifersucht ist, gibt es mehr Kritik als Lob. Ach ja – diese Verlobung mit Annemarie Jonkers ist ganz und gar nicht nach Augustes Geschmack. Es gibt Dichter, deren Begabung durch die Liebe zu höchster Entfaltung gebracht wird. Bei Ernst Berend ist es leider anders. Der junge Mann wendet sich immer mehr den Geschäften des Handelshauses zu, um seinen Schwiegervater in spe zu beeindrucken, während sich seine literarische

Produktion in seichten Verslein erschöpft. Sehr ärgerlich. Man kann nur hoffen, dass dieser unglückselige Zustand nicht allzu lange anhält, denn Annemarie Jonkers ist in Danzig dafür bekannt, dass sie ihre Verlobungen nach wenigen Monaten wieder löst.

Drüben im Wohnzimmer ist jetzt der Klavierstimmer bei der Arbeit – das ist im Winter, wenn die Öfen geheizt werden, leider nötig, sie kann ihren Künstlern kein verstimmtes Instrument zumuten. Unten in der Küche keift die Köchin in schrillen Tönen, vermutlich fehlt irgendeine Zutat für den Abend, die sie dringend benötigt. Es stellt sich heraus, dass weder weißer Pfeffer noch Honig im Haus sind, und Auguste muss Anton ausschicken, um diese Dinge einzukaufen. Es geht schon auf Mittag zu – du liebe Güte, wie die Zeit doch rast! Sie lässt sich einen Imbiss servieren, speist Bratenfleisch mit Klößen und dazu Apfelmus, dann rückt sie die Sitzgelegenheiten im Wohnzimmer zurecht, bezahlt den Klavierstimmer und eilt aufgeregt hinunter in die Küche, wo sich die Köchin in den Finger geschnitten hat und alles voller Blut ist.

»Was für eine ungeschickte Person Sie aber auch sind!«

Greta verbindet die unglückliche Köchin, Anton wischt den Küchenboden, und Auguste benötigt einen starken Kaffee, um ihre Nerven zu beruhigen.

Wenn das Essen nur rechtzeitig fertig ist!, denkt sie. Anton muss den Sekt aufs Fensterbrett zum Kühlen stellen. Wo sind die Sektkelche? Die Teller mit dem Gebäck? Die Teetassen reichen auf keinen Fall – ach, ich hätte mein chinesisches Teeservice nicht an Johanna verschenken sollen ... Ungeachtet all dieser Sorgen setzt sie sich an den Schreibsekretär, um das Programm des heutigen Abends zu skizzieren und sich Notizen für ihre so beliebten Ansagen zu machen. Mehrere Botenjungen stören sie, die Nachrichten überbringen. Frau Gesine Rademayer lässt sich entschuldigen, sie hat starke Migräne. Elias Ostertag kündigt an, seine Schwägerin nebst Tochter mitzu-

bringen, Herr Oberstudienrat Dr. Johannes Mager leidet an einer heftigen Erkältung, die ihn ans Krankenlager fesselt, er bittet Frau von Kleiwitz jedoch herzlich, das mitgeschickte Manuskript im Hinblick auf eine Veröffentlichung in der *Literarischen Fackel* zu prüfen. Auguste legt den Umschlag beiseite, ohne sich dem Inhalt zu widmen – die gelehrten Traktate des Herrn Oberstudienrats über die Bedeutung der griechischen Mythologie für die Philosophie des christlichen Abendlandes sind für das Journal ungeeignet, zumal man auch bei angestrengtem Lesen nicht begreifen kann, was der Autor eigentlich mitteilen will. Gegen vier Uhr ruft sie Greta, die ihr beim Umkleiden helfen soll, und verbringt eine gute Stunde damit, sich zu schmücken und zu frisieren, um vor ihren Gästen als strahlende Gastgeberin zu erscheinen.

Wie üblich erscheinen die Musiker bereits gegen fünf Uhr, um die Stücke noch einmal durchzuspielen. Dieses Mal hat sie außer dem Pianisten zwei junge Geiger engagiert und den Cellisten Artur Meckel dazugebeten. Meckel ist zwar schon ein wenig betagt und auf dem rechten Auge blind, doch er schrubbt sein Cello noch immer zuverlässig wie kaum ein anderer. Während die Klänge das Haus durchziehen, verspürt Auguste nun endlich jene wundervolle angespannte Erwartung, die jeder ihrer Veranstaltungen vorausgeht und die sie so liebt. Es ist alles bereit. Das Haus ist erleuchtet, die beiden Gaslaternen, die sie draußen hat anbringen lassen, sind eingeschaltet und weisen den Gästen den Weg. Aus der Küche dringen köstliche Düfte, Anton hat seine gestreifte Livree angelegt und ordnet die Gläser auf den silbernen Tablettts, Greta trägt eine frische Spitzenhaube und eine gestärkte Schürze, um den Gästen den Tee zu servieren.

Wo nur ihr lieber Klaus bleibt? Sie braucht ihn dringend, weil er den Wein auswählen muss. Ach, draußen schneit es schon wieder. Hält da nicht eine Droschke vor dem Haus? Ja, natürlich. August

Blott im Mantel mit Fuchspelzkragen reicht seiner Ehefrau die Hand, um ihr beim Aussteigen behilflich zu sein, die Tochter Friederike benötigt keine Hilfe, sie springt aus der Kutsche und sagt etwas zu ihrer Mutter, worüber die beiden sehr lachen müssen. Auguste sieht auffordernd zu den Musikern hinüber, doch die haben nicht vor, ihre Probe schon zu beenden, und fiedeln munter weiter. Ach, diese Künstler! Immer muss man sie an der Hand nehmen und zur Ordnung rufen.

»Bitte, meine Herren!«

Das Wohnzimmer füllt sich, und Augustes Begeisterung wächst mit jeder Besucherin. Ach, wie schön, dass sie alle gekommen sind! Ihr Salon ist nach wie vor beliebt, man reißt sich darum, daran teilnehmen zu dürfen. Sie ist eine Institution in der Stadt. Die charmante Gastgeberin. Die engagierte Kunstmäzenin ...

Der Dichter Arthur Hempel und der Buchhändler Peter Langlau sind zu Fuß gekommen, auch Elias Ostertag mit Ehefrau und Schwägerin erreicht durchfroren und schneebedeckt das Haus. Die meisten anderen Besucher sind finanziell in der Lage, sich eine Droschke zu mieten, so auch Ernst Berend, der gemeinsam mit seiner Verlobten Annemarie und deren Eltern erscheint. Bald sind alle Stühle besetzt, man rückt auf dem Sofa zusammen, damit sich der Arzt Dr. Sternberg noch dazwischenklemmen kann. Für Anna Ernestine Becker, deren altmodischer Reifrock kaum durch die Tür passt, muss Anton den Hocker aus dem Schlafzimmer herbeibringen. Endlich trifft nun auch ihr lieber Klaus ein, entschuldigt sich, dass er aufgehalten wurde, und kümmert sich um den Wein.

Gerade als sich Auguste anschickt, ihre Gäste auf gewohnt launige Weise zu begrüßen, betritt ein verspäteter Besucher den Raum, ein dürrer Mensch mit vorstehender Nase und einem – wie es Auguste vorkommt – anmaßenden Lächeln. Er scheint mit Ernst Berend bekannt, denn er winkt ihm zu, dann verbeugt er sich höflich vor der Gastgeberin und erklärt, untröstlich über sein ver-

spätetes Erscheinen zu sein, aber man habe ihm eine falsche Zeit genannt.

»Wenn Sie gestatten, gnädige Frau ... Dr. Alfred Riechert, Advokat und neu im schönen Danzig. Ich bin ein guter Freund von Ernst Berend, wir haben gemeinsam in Königsberg studiert.«

»Seien Sie mir willkommen, Herr Dr. Riechert. Leider ist kein Sitzplatz mehr vorhanden ...«

»Das macht gar nichts, gnädige Frau«, versichert er unbefangen. »Ich nehme mit dem Teppich vorlieb, wie es im Orient, den ich bereist habe, üblich ist.«

Mit diesen Worten lässt er sich zu Füßen der erschrockenen Anna Ernestine Becker nieder, die eilig den weiten Rock zusammenrafft, damit er sich nicht daraufsetzt. Er erntet erstaunte und amüsierte Blicke, doch die Erwähnung seiner Orientreise macht Eindruck und scheint den Damen zu gefallen. Nun also kann Auguste endlich ihre Gäste mit wohlgesetzten Worten begrüßen, man dankt ihr mit begeisterten Ausrufen, dann kommen die Musiker zum Zug, und Greta hat ihre liebe Not, in dem dicht besetzten Raum Tee und Kaffee nachzuschenken. Dem musikalischen Vortrag folgen einige lyrische Werke der eifrigen Anna Ernestine Becker, die sich mit dem Tod und der Auferstehung des Herrn befassen und besonders von Elias Ostertag und seinem Anhang mit frenetischem Applaus bedacht werden. Ostertag selbst hat zu diesem Thema ein fünftaktiges, recht trockenes Drama verfasst, das er im vergangenen Jahr zu Gehör brachte und das Auguste etliche Salonbesucher gekostet hat.

Nachdem sich Anna Ernestine Becker wieder auf ihrem gepolsterten Schemel niedergelassen hat, erlaubt Auguste ihren Gästen, ein wenig zu plaudern. Man ist auf angenehme Weise im Gespräch, ihr lieber Klaus hat bereits den Wein entkorkt, der nach dem Vortrag gereicht werden soll – da erscheint, verspätet wie immer, ihre Freundin Johanna Forster, die Schwester von Ernst Berend. Ganz

unbefangen tritt sie ein, steuert auf Auguste zu, um sie herzlich in die Arme zu nehmen, und stellt lachend fest, dass es wieder einmal so voll ist, dass man sich das Heizen sparen könnte.

Dann begrüßt sie ihren Bruder Ernst und seine Verlobte, um sich schließlich verschiedenen Freundinnen zuzuwenden, die ihren Gruß allesamt höflich, aber wenig begeistert erwidern. Johanna ist eine »Frau mit Vergangenheit« und deshalb in der guten Danziger Gesellschaft reichlich umstritten. Nachdem sie vorletztes Jahr mit einem Pianisten durchgebrannt war und sich damit restlos kompromittiert hatte, hat sie ganz unbefangen den Bootsbauer Berthold Forster geheiratet und den unglaublichen Mut besessen, gemeinsam mit ihrem Ehemann und dessen Sohn aus erster Ehe eine Werft zu gründen. Doch es scheint nicht gut um diese Werft zu stehen, was zu erwarten war. Man hört, sie stünde kurz vor dem Aus. Was Johanna jedoch keineswegs dazu veranlasst, sich aus der Öffentlichkeit zurückzuziehen. Ganz im Gegenteil: Sie besucht Augustes Salon, so oft es ihr möglich ist, und hat keine Schwierigkeiten, bei jeder Gelegenheit ihre Ansichten kundzutun.

So erklärt sie den jungen Pianisten für »recht talentiert«, bemängelt jedoch seine Interpretation als »noch nicht ausgereift«, während sie den anschließenden Vortrag von Dr. Arthur Hempel als »sehr amüsant« bezeichnet. Sie hat eine offene, charmante Art, die besonders den Herren sehr gut gefällt. Selbst der junge Pianist ist nicht beleidigt, sondern plaudert eine Weile mit ihr über seine musikalische Zukunft und hört sich ihre Ratschläge an. Arthur Hempel ist über ihr Lob so aus dem Häuschen, dass er sich an seinem Wein verschluckt und lange husten muss, bevor er weiterprechen kann.

Nun wird endlich der vorbereitete Imbiss gereicht, man erhebt sich von den Sitzen, um ein wenig umherzugehen und sich die Teller füllen zu lassen, und Anton öffnet die Türen zum angren-

zenden Speisezimmer, um mehr Platz zu schaffen. Auguste bewegt sich von einem zum anderen, man tauscht Freundlichkeiten und Komplimente aus, und sie nimmt die Gelegenheit wahr, auf die neueste Ausgabe der *Literarischen Fackel* hinzuweisen.

Und dann, ganz unvermittelt, kommt es zum Eklat.

»Du hast schon lange nichts Vernünftiges mehr geschrieben, Brüderlein«, hört Auguste hinter sich Johannas Stimme.

Großer Gott, das ist echt Johanna. Sie hat zwar recht, aber so unverblümt muss sie es hier im Salon doch nicht ausdrücken.

»Wie meinst du das?«, erwidert Ernst Berend beleidigt. »Ich verfasse jeden Tag ein Gedicht. Einige davon kannst du im Journal lesen.«

»Na schön, du beschäftigst dich mit Lyrik. Aber deine Essays waren großartig, ich vermisse sie.«

»Alles zu seiner Zeit, Schwesterlein«, sagt Ernst Berend.

Auguste hofft schon, dass dieser Wortwechsel nun beendet ist, denn es haben sich bereits neugierige Zuhörerinnen eingefunden. Doch leider mischt sich nun Annemarie Jonkers ein, und die nimmt ebenfalls nur ungern ein Blatt vor den Mund.

»Was hast du gegen Ernsts Gedichte?«, fragt sie Johanna angriffslustig.

»Gar nichts. Außer, dass sie schlecht sind.«

Auguste wendet sich erschrocken um und macht sich bereit, im Notfall schlichtend einzugreifen. Inzwischen hat sich schon ein Kreis aufgeregter Gäste um die Sprecher gebildet, und auch die weiter entfernt Stehenden schauen neugierig zu ihnen hinüber.

»Du findest diese Gedichte also schlecht?«, fragt Annemarie anzüglich. »Nun, als Ehefrau eines Handwerkers verstehst du ja etwas von Lyrik, nicht wahr?«

Die beiden jungen Frauen stehen einander gegenüber. Annemarie ist ein wenig kleiner als Johanna, sie hat die Lippen geschürzt und die dunklen Augen schmal zusammengezogen. Johannas Züge

sind glatt und drücken Verachtung aus, nur ihre grauen Augen blitzen gefährlich.

»Ich verstehe genug davon, um zu erkennen, dass Ernst momentan nur flaches Zeug schreibt und sein Talent verkommen lässt«, sagt sie kühl. »Woran das liegt, kann ich nicht sagen. Vielleicht weißt du es ja.«

»Für eine, die sich bald im Armenhaus wiederfinden wird, bist du reichlich vorlaut!«, kommt prompt die Antwort.

Auguste ringt nach Luft, aber da hat sich schon der neue Gast, dieser Dr. Riechert, eingemischt. Er drängt sich zwischen die beiden Frauen und hebt beschwörend die Hände.

»Meine Damen, ich bitte Sie! Es ist Frau von Kleiwitz gegenüber mehr als unhöflich, in ihrem Haus einen solchen Streit auszutragen.«

Für einen Augenblick kehrt Stille ein. Die Zuschauer halten die Luft an und recken die Hälsen, im Hintergrund versucht jemand vergeblich, einen Hustenanfall zu unterdrücken.

»Komm, Liebster«, sagt Annemarie Jonkers und fasst Ernst Berend am Arm. »Deine Schwester ist heute übler Laune, ich hoffe sehr, dass es ihr bald besser geht. Mama? Papa? Wir gehen jetzt ...«

Auguste muss zugeben, dass Annemaries Abgang glänzend ist. Am Arm ihres Verlobten stolziert sie lächelnd als Siegerin vom Platz, während Johanna ihr nur eine »angenehme Heimfahrt« wünscht, was jedoch eher verlegen und wenig selbstbewusst bei der Zuhörerschaft ankommt. Fast alle anwesenden Damen gönnen Johanna die Blamage, und auch Auguste muss leider zugeben, dass ihre Freundin sich diesen Ärger selbst eingehandelt hat.

Der Abend geht rascher zu Ende als gewöhnlich. Die meisten Gäste verabschieden sich, gleich nachdem sie gegessen und getrunken haben, man redet sich auf die Kälte und den Schnee heraus, nur wenige bleiben noch ein Weilchen, um einen weiteren Vortrag des Pianisten zu hören.

»Es tut mir sehr leid«, sagt Johanna zum Abschied. »Ich weiß nicht, was in mich gefahren ist. Aber sie hat meinen Bruder vollkommen verdreht, und das tut mir weh.«

Als alle Gäste fort sind und Greta Geschirr und Gläser in die Küche trägt, stellt Auguste fest, dass ihr lieber Klaus bereits zu Bett gegangen ist.

»Schläfst du?«, fragt sie und streckt die Hand aus, um über seine Stirn zu streichen. Dann weicht sie erschrocken zurück, denn er glüht vor Fieber.

Johanna

Der Schiffsbauer Berthold Forster hat wie üblich vor Augustes Haus gewartet, um seine junge Ehefrau Johanna auf dem Heimweg durch die nächtliche Stadt zu begleiten. Nicht einmal die bittere Kälte kann ihn veranlassen, den Beischlag hinaufzusteigen und an der Tür zu läuten. Er ist Handwerker, mit der »feinen Gesellschaft« hat er nichts zu schaffen. Dass er die Tochter eines reichen Handelshauses geheiratet hat – die verstoßene Tochter, aber eben doch eine junge Frau mit einer vornehmen Erziehung –, ändert daran nichts.

»Das ist deine Welt, meine liebe Johanna«, sagt er stets lächelnd. »Du bist eine Berend und wurdest als feine Dame erzogen. Ein solches Leben kann ich dir nicht bieten. Deshalb freue ich mich umso mehr für dich, wenn du so unbefangen im Hause deiner Freundin verkehrst.«

An diesem Abend geht sie ganz entgegen ihrer Gewohnheit schweigend neben ihm her, lässt sich brav bei der Hand nehmen, wenn der verharschte Schnee das Gehen erschwert, und zieht nur hin und wieder das wollene Tuch fest, das sie über den Mantel gebunden hat.

»War es ein schöner Abend?«, fragt er, als man beim Schein der Gaslaterne schon das verschneite Ufer der Radaune erkennen kann.

»Ja, ganz nett ...«

»Es wurde auf dem Klavier gespielt, nicht wahr? Ich habe ein wenig zugehört. Es klang sehr hübsch.«

Sie ärgert sich. Warum steht er unten in der Gasse wie ein Diensthote? Auguste hätte gewiss nichts dagegen, ihn zu empfangen. In manchen Dingen ist Berthold furchtbar stur.

»Vielleicht sollte ich dir ein Klavier kaufen?«, fährt er fort. »Du hast doch gelernt, darauf zu spielen, nicht wahr? Ich würde dir gern dabei zuhören.«

»Wir haben momentan kein Geld für unnötige Ausgaben, Berthold«, versetzt sie kurz angebunden.

»Dann müssen wir es auf später verschieben«, meint er unverdrossen. »Gib mir die Hand, Johanna. Auf der Brücke ist es glatt, du könntest ausgleiten.«

Ach, er ist so liebevoll. So fürsorglich. Er will nichts anderes, als dass sie glücklich und zufrieden ist. Johanna hat ein schlechtes Gewissen, weil sie ihn heute so knapp abfertigt. Es liegt daran, dass ihr immer noch dieser dumme, überflüssige Streit im Kopf herumgeht, den sie jetzt gern ungeschehen machen würde. Wie konnte sie nur so über den armen Ernst herfallen? Noch dazu vor seinen »Anbeterinnen« in Augustes Salon. Und in Gegenwart seiner Verlobten. Schließlich kennt sie Annemarie Jonkers seit Kindertagen, es hätte ihr klar sein müssen, dass sie die Partei ihres Verlobten ergreifen würde. Dass sie es mit solcher Vehemenz tat, war dennoch überraschend.

Für eine, die sich bald im Armenhaus wiederfinden wird ...

Der Satz hallt immer noch in Johannas Ohren. Annemarie hat ihn nicht nur so dahingesagt – es steckt eine Drohung darin. *Nimm dich in Acht, meine Liebe. Ich bin Jan Jonkers' Tochter und könnte darauf hinwirken, eure hübsche kleine Werft zu ruinieren.* Wäre das möglich? Johanna ist nicht bereit, daran zu glauben. Jan Jonkers ist ein erfahrener Geschäftsmann, warum sollte er seiner Tochter zuliebe Aufträge zurücknehmen oder gar nicht erst erteilen? Er kennt doch seine Annemarie und ihre Launen, schließlich ist sie dafür stadtbekannt, heute diesen und morgen einen anderen jungen Herrn zu

favorisieren. Nein – dieser kleine, unbedeutende Streit wird Jan Jonkers gewiss nicht davon abhalten, weitere Schiffe von der Werft »Forster & Sohn« bauen zu lassen.

Allerdings hat sich Jan Jonkers in letzter Zeit nur selten auf der Werft blicken lassen, wo eines der Schiffe auf Kiel liegt, das er bei ihnen bestellt hat. Es mag an dem kalten Wetter liegen, das die Arbeit momentan behindert. Aber es könnte auch sein, dass ihr Bruder Theodor dahintersteckt. Seitdem Ernst sich mit Annemarie Jonkers verlobt hat, ist es Theodor nach und nach gelungen, an den Getreidegeschäften mit Holland und England teilzuhaben. Dafür hat ihm ganz sicher Jan Jonkers den Weg geebnet, und das bedeutet, er hat seine Abneigung gegen Theodor Berend überwunden und ist bereit, mit ihm Geschäfte zu machen. Johanna vermutet, dass ihr kleiner Bruder Ernst dabei eine Rolle gespielt hat. Er versucht sich als Geschäftsmann, ihr Brüderlein. Vorbei sind die Zeiten, als er noch behauptete, ein Dichter zu sein, ein »Mann der Feder«, der eines Tages von den Einkünften seiner Bücher und sonstigen Schriften leben würde. Stattdessen betätigt er sich als Handlanger seines großen Bruders Theodor und glaubt, damit seinen zukünftigen Schwiegervater beeindrucken zu können. Denkt er wirklich, dass Theodor es ihm danken wird? Wie kann er so naiv sein, schließlich kennt er seinen großen Bruder. Der wird ihn nach Strich und Faden ausnutzen und den Gewinn in die eigene Tasche stecken.

Ein kleines Licht weist ihnen den Weg auf dem dunklen Platz, es ist die Laterne, die Berthold ins Fenster der Werkstatt gestellt hat.

»Tritt ein, meine Liebe«, sagt er und schiebt sie über die Schwelle. »Bei dieser Kälte ist es angenehm, nach Hause zu kommen, nicht wahr?«

»Da hast du recht.«

Tatsächlich fallen Sorgen und Ärger in sich zusammen, als sie den kleinen Raum betritt und den zottigen Hund Sultan streichelt,

der sogleich schwanzwedelnd auf sie zugelaufen kommt. Wie heimelig warm es hier ist, wie vertraut der Geruch nach Holz und Leim ihr in die Nase steigt! Der Ofen hat noch Glut, der Geselle und die beiden Lehrjungen haben ihr Nachtlager daneben aufgeschlagen, da es hier unten im Winter wärmer ist als oben unterm Dach, wo sie ihre Kammern haben. Während sich der Hund zwischen den schlafenden Männern ein warmes Plätzchen sucht, geht sie hinter Berthold her die Stiege hinauf zu den Wohnräumen.

»Was für Nachtschwärmer wir doch sind«, meint Berthold lächelnd und schaut auf seine Taschenuhr. »Es ist schon nach zehn.«

Als sie bettfertig ist, schläft er bereits wie ein Murmeltier. Leise legt sie sich neben ihn und lauscht auf seine regelmäßigen Atemzüge. Es hilft ihr, die beklemmenden Gedanken zu bannen, die in der Dunkelheit des Schlafzimmers wieder aufsteigen wollen, und sie gleitet sacht hinüber ins Reich der Träume.

Am Morgen findet sie sich allein im Ehebett – Berthold ist nach alter Gewohnheit schon in aller Frühe aus den Federn gestiegen, man hört unten in der Werkstatt Hämmern und Sägen. Fröstelnd steigt sie aus dem Bett, nimmt ein wollenes Tuch um die Schultern und öffnet den Fensterladen. Die trübe Morgendämmerung ist wenig geeignet, ihre Stimmung zu heben, aber immerhin erscheint ihr die Luft weniger eisig als gestern, hie und da hört man es sogar tropfen. Es taut! Wenn es nur anhält, dann kann die Arbeit auf der Werft zügig weitergehen.

Beim Ankleiden muss sie feststellen, dass ihr einziges gutes Kleid gestern Abend leider einen Teefleck am Ärmel abbekommen hat. Sie kann nur hoffen, dass die alte Barbara ein Mittel dagegen weiß, sonst müsste man die Ärmel ein Stück abschneiden. Was wieder zu gehässigem Gerede in Augustes Salon führen würde, aber das ist sie längst gewohnt, denn natürlich machen sich die wohlhabenden Damen darüber lustig, dass sie stets im gleichen Kleid erscheint.

Nach dem Frühstück nimmt sie sich die Geschäftsbücher vor, trägt den Wochenbetrag für die Verköstigung der Werftarbeiter und Ausgaben für Werkzeug ein, das angeschafft werden musste. Dann überschlägt sie die Summe der auszahlenden Lohn-gelder. Da wegen des kalten Wetters nicht regelmäßig gearbeitet werden konnte, haben sie Leute entlassen müssen, es sind also weniger Löhne zu zahlen als im Herbst. Wenn das Tauwetter an-hält, wird sich Pawel allerdings um geeignete Leute kümmern müssen, dann geht es darum, die Zweimastbark für die Reederei Jonkers fertigzustellen, wofür viele Hände gebraucht werden. Jo-hanna hat alles genau durchgerechnet, die Kalkulation ist knapp, aber es geht. Sie will der Reederei anbieten, ihnen die dritte Rate für das Schiff zu erlassen, und auf diese Weise einen Anteil an dem Schiff behalten. Damit würde die Werft Forster & Sohn an allen Handelsfahrten dieses Schiffes zu einem Drittel mitver-dienen, was ihnen neben dem Schiffsbau regelmäßige Einkünfte sichern würde. Leider sind weder Pawel noch Berthold von die-ser Idee angetan, da wird sie noch energisch verhandeln müssen, und es ist auch keineswegs sicher, ob sich Jan Jonkers auf eine solche Abmachung einlassen wird. Aber es ist in anderen Werf-ten gängige Praxis – warum sollte es bei ihnen nicht möglich sein?

Immer muss man die Männer schieben und antreiben, wenn es um neue Ideen geht. Ihrem Ehemann Berthold kann sie es nicht vorwerfen, er hat sein Leben lang nur kleine Ruderboote in seiner Werkstatt gebaut. Dass er gemeinsam mit dem Sohn eine Werft ge-gründet und sein Haus mit einem Kredit belastet hat, ist ihm hoch anzurechnen. Aber auch Pawel ist mehr Schiffszimmermann als Geschäftsmann. Er hat zwar die kleine Werft in den wenigen Mo-naten ganz hervorragend auf die Beine gestellt, und zudem ver-steht er sein Handwerk. Johannas Vorschläge und Anregungen hat er bisher jedoch kopfschüttelnd beiseitegeschoben.

»Ein Trockendock? Später einmal. Vorläufig bauen wir Schiffe, die Reparaturen überlassen wir anderen.«

Richtig zornig kann er werden, wenn sie gar davon anfängt, dass man eine Schmiedewerkstatt benötigt, weil das Eisen beim Schiffsbau eine immer größere Rolle spielen wird.

»Ich baue Schiffe aus Holz«, schimpft er. »Wer lieber einen rostigen Eisenpott haben will, der soll zu Klawitter gehen.«

Er gerät in letzter Zeit rasch in Zorn. Wenn sie die Mittagsmahlzeit auf dem Handwagen zur Werft zieht, starrt er schon von Weitem zu ihr herüber und verfolgt sie mit den Augen. Ist sie jedoch bei der Helling angekommen, dreht er sich um und geht beiseite. Dann gibt ein Wort das andere: eine harmlose Frage, wie weit sie mit der Arbeit gekommen sind, oder eine Bemerkung über unordentlich umherliegende Hölzer – alles artet in Streit aus.

»Misch dich nicht in Dinge ein, von denen du nichts verstehst!«, bekommt sie an den Kopf geworfen. Und weil sie keine ist, die sich ungerecht beschimpfen lässt, wehrt sie sich auf ihre Weise.

»Ich frage nur, weil ich die Bücher führe und den Fortgang der Arbeit eintragen will.«

»Mach die Augen auf, dann siehst du, was wir getan haben!«

»Aber ich bin kein Schiffszimmermann. Ich verstehe nicht alles. Du musst es mir erklären.«

»Keine Zeit ...«

Die Arbeiter und Zimmerleute warten jedes Mal gespannt auf den Wortwechsel, der sich unweigerlich früher oder später einstellt. Die meisten haben ihren Spaß daran, sie grinsen verhalten, während sie ihren Eintopf löffeln, werfen sich anzügliche Blicke zu, manchmal kommen auch leise Bemerkungen, die nicht für Pawels Ohren bestimmt sind. Nur zwei der älteren Gesellen schauen mit düsterer Miene zu Johanna herüber und scheinen der Ansicht zu sein, sie solle besser den Mund halten und dem Meister nicht die Laune verderben.

Auf dem Rückweg ist Johanna meist ratlos und traurig, weil sie eigentlich gar nicht mit Pawel streiten will und sich nicht erklären kann, warum es trotzdem zu diesen Zerwürfnissen kommt. Warum ist er so gereizt? Wieso lässt sie sich von ihm provozieren, statt einfach den Mund zu halten? Nun ja – vielleicht liegt es daran, dass sie in vielen Dingen, die die Werft betreffen, unterschiedlicher Meinung sind. Johanna weiß, dass Pawel von seiner Verlobten Lene Grauholm bedrängt wird, so bald wie möglich mit dem Bau des Wohnhauses auf dem Strohdeich zu beginnen, damit sie heiraten und dort einziehen können. Johanna hält ein Wohnhaus auf dem Strohdeich jedoch für unwichtig. Wenn schon Geld für einen Bau ausgegeben werden muss, dann soll eine Schmiede entstehen und dazu ein Verwaltungsgebäude mit Büro und Arbeitsräumen, wo Pläne gezeichnet und Kunden empfangen werden können. In dem Büro wird sie dann täglich sitzen, die Bücher führen, mit Auftraggebern verhandeln, Löhne auszahlen und die Gelder für die Schiffsbeteiligungen einkassieren, die sie mit Jonkers und anderen Reedern aushandeln will. So kommt eine Werft voran – ein Wohnhaus kann man immer noch bauen.

Gerade tunkt sie die Feder ins Tintenfass, um noch einige kleinere Ausgaben einzutragen, da dringt eine weibliche Stimme aus der Werkstatt zu ihr herauf.

»Einen schönen guten Morgen in die Runde. Na? Seid ihr auch alle fleißig?«

Johanna entlässt einen ärgerlichen Seufzer. Das ist Martha Grauholm, die Ehefrau des Schuhmachers und Pawels zukünftige Schwiegermutter. Seitdem Pawel sich mit ihrer Tochter verlobt hat, ist die Ehefrau des Schuhmachers ständiger Gast im Hause Fors-ter, sie kommt und geht, wann immer sie das Bedürfnis hat, lässt sich mit Kaffee und Gebäck bewirten und schwatzt das Blaue vom Himmel herunter.

»Fleißig sind wir, Martha«, sagt Berthold unten in seiner jovialen

Art. »Was bleibt uns anderes übrig? Die Arbeit verrichtet sich nicht von selbst.«

»Da hast du ein wahres Wort gesprochen, Berthold«, gibt die Grauholm'sche zurück. »Ist denn der Pawel draußen auf dem Strohdach bei diesem Frost?«

»Gewiss«, antwortet Berthold geduldig. »Solange es nicht in dichten Flocken herunterkommt, geht es mit dem Schiffsbau voran.«

Darüber müsste sich Martha Grauholm eigentlich freuen, denn das Gedeihen der Werft ist schließlich wichtig für das Eheglück ihrer Tochter. Aber stattdessen fängt sie an zu jammern.

»Man kommt ja kaum dazu, zwei Worte mit Pawel zu reden«, beschwert sie sich ärgerlich. »Am Morgen ist er in aller Frühe davon, und wenn er am Abend hinauf in sein Zimmer steigt, dann ist er brummig und sagt, er sei rechtschaffen müde und wolle schlafen ...«

Johanna hört dies nicht ungern. Sie fragt sich überhaupt, warum es Pawel ausgerechnet zu der faden Lene Grauholm hingezogen hat und wieso er sich gerade jetzt so plötzlich mit ihr verloben musste, wo doch die Werft noch im Aufbau ist und es wichtigere Dinge gäbe, als zu heiraten und Kinder in die Welt zu setzen. Nun, wie es scheint, hat er das inzwischen eingesehen, auch wenn er es nicht zugeben will, denn er redet nicht mehr von seinen Heiratsplänen. Mehr noch: Es kommt Johanna so vor, als nutze er jede Gelegenheit, sich seiner Braut und deren Familie zu entziehen. Pawel hat zwar ein Zimmer im Haus des Schuhmachers in der Böttchergasse gemietet, aber er vermeidet es, sich lange dort aufzuhalten. Meist kommt er nach Feierabend zum Vater in die Werkstatt, um ein paar Dinge mit ihm zu bereden, dann essen sie oben alle gemeinsam zu Abend und sitzen noch ein Stündchen beieinander. Seltsamerweise ist Pawel dann sanft gestimmt, er bemüht sich, ihre Fragen ausführlich zu beantworten, und hört geduldig

zu, wenn sie ihre Vorschläge und Ideen vertritt. Allerdings ist er stets auf der Seite seines Vaters, der die »bunten Raupen« seiner lieben Ehefrau gutmütig belächelt und dann für undurchführbar erklärt.

Unten spitzt sich die Lage zu, denn Martha ist nicht bereit, unverrichteter Dinge wieder zurück in die Böttchergasse zu laufen. »Dann geh ich eben hoch zu Johanna«, sagt sie. »Die hat ja weiter nichts zu tun, da können wir in Ruhe einige Sachen beschwatzen.«

»Geh nur, Martha. Meine liebe Johanna freut sich gewiss, dich zu sehen.«

Schon ist der Trippelschritt der Schuhmacherin auf der Treppe zu hören, und Johanna streut eilig Löschsand über die Einträge, bevor sie das Kassenbuch zuklappt. Warum, verflixt noch mal, glaubt Martha Grauholm, ihr die Zeit vertreiben zu müssen? Wieso bekommt sie ständig erzählt, dass das Lenchen solch ein liebes, fleißiges, geduldiges und anständiges Mädel ist und den Pawel Forster schon als kleines Mädchen angehimmelt hat? Mindestens drei Mal hat sie sich anhören müssen, dass Pawel der Lene seinerzeit ein Bettchen für ihre Puppe gebaut hat. Und es sei ja schon damals deutlich gewesen, dass die beiden füreinander bestimmt sind.

Martha Grauholm macht sich nicht die Mühe, an die Tür zu klopfen, sie klinkt einfach auf, steckt die Nase durch den Türspalt und freut sich, als sie Johanna am Tisch sitzend erblickt.

»Ei, da bist du ja, Johanna! Na? Langweilst dich wohl, wie? Ja, du hast ja die Barbara, die dir die Arbeit abnimmt, nicht wahr?«

Johanna verkneift sich die Bemerkung, dass Martha nur Zeit zum Schwatzen hat, weil ihre Tochter daheim den Haushalt versorgt.

»Nett, dass du vorbeischaust«, meint sie stattdessen. »Ich muss allerdings gleich hinunter in die Küche, weil wir die Mittagsmahlzeit für die Werftarbeiter kochen ...«

Natürlich ignoriert Martha den Wink mit dem Zaunpfahl und setzt sich einfach an den Tisch, um über das Wetter und die hohen Preise auf dem Fischmarkt zu jammern. Dann kommt sie gleich zum Thema.

»Du weißt ja, dass wir arme Leute sind, Johanna. Arm, aber ehrlich. Und wir lassen uns nicht lumpen. Ich gebe meiner Tochter vier Laken aus gutem Leinen und drei Kopfkissen mit, dazu eine Tischdecke, die ist zwar an einer Ecke gestopft, aber man sieht es kaum. Auch Handtücher sind noch da, die hat mir seinerzeit meine verstorbene Tante vermacht, die hat in Langfuhr gewohnt und ist unverheiratet gestorben ...«

Es ist geradezu lächerlich! Wieso soll sie mit Martha Grauholm die Aussteuer ihrer Tochter bereden? Schließlich ist sie nicht Pawels Mutter, sondern seine Stiefmutter, und er hat sie nicht einmal gefragt, ob ihr diese Verlobung recht ist.

Dann kommt es noch schlimmer. »Und das muss uns der Pawel fest versprechen, sonst wird nichts aus der Hochzeit«, meint Martha aufgeregt und pustet eine graue Haarsträhne weg, die aus der Haube gerutscht ist. »Die Kinder, die die zwei einmal haben werden, die müssen protestantisch erzogen werden. Ich sag das deshalb, weil der Pawel ja doch katholisch ist. Das hat damals seine polnische Mutter, die Stanislawa, so gewollt, und sein Vater, der hat es ihr nicht verwehrt. Aber wir sind gute Protestanten und wollen nicht, dass unsere Enkel katholisch erzogen werden. Schließlich sind wir keine Kaschuben.«

Johanna findet so viel Eifer stark übertrieben, denn sie kann sich kaum vorstellen, dass Pawel auf einer katholischen Erziehung seiner Kinder beharren könnte. Aber Martha hat noch viel auf dem Herzen und lässt ihr keine Zeit zu einer Zwischenbemerkung.

»Ich sag das nur, weil die Hochzeit ja nicht mehr weit ist. Wann soll's denn losgehen mit dem Bau auf dem Strohdeich? Ist schon bald März, da könnt man doch das Fundament legen ...«

Johanna hält sich zurück. Wenn es nach ihr geht, wird einstweilen gar nicht gebaut, zumindest kein Wohnhaus. Aber das wird sie der Martha nicht erzählen, sonst glaubt sie noch, Johanna wolle die Hochzeit ihrer Tochter hintertreiben. Und das ist wirklich das Letzte, was sie im Sinn hat. Schließlich ist Pawel ein erwachsener Mann und muss wissen, was er tut. Wenn er so dumm ist, in diese Schuhmachersippe einzuheiraten, dann ist ihm nicht zu helfen.

»Da musst du die Männer fragen, Martha«, redet sie sich heraus. »Ich muss jetzt hinunter in die Küche, sonst wird der Eintopf für die Zimmerleute nicht rechtzeitig fertig.«

Sie steht auf und schaut Martha auffordernd an. Die ziert sich noch und will wissen, ob das Wohnhaus aus Holz oder Backstein gebaut werden solle und ob es dort auch genügend Platz für eine Familie gäbe, denn es würde sich gewiss bald Nachwuchs einstellen.

»Frag den Pawel«, rät ihr Johanna. »Der wird dir alles ganz genau erklären.«

In der Küche sitzt die alte Barbara mit einer Schüssel auf den Knien und schält Kartoffeln. Der Eintopf für die Zimmerleute ist deftig und sättigend, viel Abwechslung bietet der Speiseplan allerdings nicht. Fetter Speck und etwas Rauchfleisch bilden die Grundlage, dazu Zwiebeln, Karotten, Kartoffeln und heute ausnahmsweise drei Knollen Sellerie, die Barbara günstig auf dem Markt erstanden hat.

»Ist sie weg?«, erkundigt sich Barbara und weist mit dem Küchenmesser zur Tür hin.

»Zum Glück«, gibt Johanna grinsend zurück und macht sich daran, die Zwiebeln zu schälen und zu schneiden.

»Dass er sich die ans Bein binden hat müssen«, knurrt Barbara und steht auf, um das Herdfeuer zu schüren. »Das Mädel ist ja recht brav, und dass sie kreuzdumm ist, dafür kann sie nichts. Aber die Martha, die war immer schon so lästig wie ein Schwarm Fliegen.

Das kommt, weil der Otto ein Schweiger ist, der sitzt immer nur in seiner Werkstatt und redet nicht mit ihr ...«

»Es ist, wie es ist, Barbara«, seufzt Johanna. »Pawel hat entschieden, und wir müssen es ausbaden.«

»Welcher Affe meinen Pawel da gebissen hat, das werde ich wohl im Leben nicht begreifen!«, schimpft die alte Frau und wirft Speck und Rauchfleisch in den Kessel.

Draußen scheint eine milde Wintersonne auf die Stadt herunter. Von den Eiszapfen am Dach rinnen dicke Tränen auf das Hopfpflaster, und der festgetretene Schnee auf den Gassen wird wässrig, man kann leicht ausrutschen. Johanna bringt Berthold und seinen drei Helfern das Mittagessen in die Werkstatt und vergisst nicht, auch für Sultan einen Napf zurechtzustellen.

»Marek soll mit dir gehen«, meint Berthold besorgt, als sie gemeinsam mit Barbara den Kessel auf den Handwagen stellt. »Es ist glatt draußen, du könntest stürzen, und der Handwagen könnte umfallen.«

Sie wehrt ab. Schließlich ist sie bei Frost und Schnee auch zurechtgekommen, da kann das Tauwetter sie schon gar nicht schrecken. Mutig zuckelt sie mit dem Handwagen durch die Gassen, steuert das schwer beladene Gefährt geschickt durch Pfützen und um krumme Ecken. Auch bei der Fähre, die sie über die Mottlau bringt, gibt es keine Probleme, denn der Gehilfe des Fährmannes eilt wie jeden Tag herbei, um ihr behilflich zu sein.

»Da drüben müssen Sie aufpassen, Meisterin«, meint er grinzend, als er den Karren von der Fähre herunter ans Land zieht. »Da könnte die Mahlzeit schneller an Ort und Stelle sein, als den hungrigen Essern lieb ist.«

Sie lacht fröhlich, bedankt sich und begibt sich auf den schmalen Pfad, der hinunter zur Werft führt. Tatsächlich hat die Sonne die hart gefrorenen Stellen am Boden aufgetaut, der Handwagen schlingert, und sie hat Mühe, ihn auf Kurs zu halten. Drüben auf

der Werft sind die Zimmerleute eifrig an der Arbeit. Sie verbinden den fertigen Vordersteven mit dem Kiel, eine knifflige Sache, weil alles genau passen muss. Nicht weit davon brennt ein Feuer, über dem ein Kessel hängt, der vermutlich Teer enthält. Geteerter Flannell dient den Schiffsbauern dazu, Spalten und Fugen abzudichten, damit später kein Wasser ins Boot läuft.

Jetzt hat sie zu viel hinübergeschaut und nicht auf den Handwagen geachtet. Das Gefährt schießt an ihr vorbei und rutscht gefährlich schwankend den Weg hinunter. Eilig läuft sie hinterher, packt den Leiterwagen an seinem hinteren Aufbau, um seine Fahrt abzubremsen, doch sie gleitet aus und rutscht mitsamt dem Gefährt ein Stück den Pfad hinab.

»Vorsicht!«, ruft jemand. »Halt dich gut fest, Johanna!«

Es ist Pawel. Wie hat er das gemacht? Eben gerade stand er noch unten zwischen seinen Zimmerleuten, und jetzt stemmt er sich mit kräftigen Armen gegen den Leiterwagen und hat ihn im Nu zum Stehen gebracht.

»Das war knapp!«, sagt Johanna, die neben dem Gefährt im Schnee sitzt. »Wer hätte gedacht, dass dieses blöde Ding so einfach davonrast.«

»Hast du dich verletzt?«, fragt er.

Er muss gegen die Sonne blinzeln, wenn er sie ansieht. Das Haar hängt ihm in die Stirn, die Muskeln an seinen Armen treten durch die Anspannung hervor.

»Ich glaube nicht. Gut, dass du so schnell hier gewesen bist, Pawel ...«

»Ich hörte dich schreien ...«

»Ich hab geschrien?«

»Ja«, lächelt er. »Du hast ›Hilfe! Der Leiterwagen!‹ gerufen.«

»Tatsächlich?«

Dass sie so laut um Hilfe gerufen hat, ist ihr jetzt peinlich. Inzwischen sind einige der Arbeiter bei ihnen und ziehen den wider-

spenstigen Leiterwagen mit seiner kostbaren Fracht hinunter zur Remise, wo man gewöhnlich auf Holzstapeln sitzend die Mittagsmahlzeit einnimmt. Johanna akzeptiert Pawels ausgestreckten Arm, um auf dem schlüpfrigen Grund leichter aufstehen zu können. Wie freundlich er auf einmal ist! Wie galant er ihr die helfende Hand bietet und sie dabei halb schmunzelnd, halb besorgt anschaut.

»Morgen Mittag schicke ich jemanden zur Fähre, dann musst du dich nicht mit dem glitschigen Pfad abplagen«, meint er.

»Ach was«, lacht sie. »Morgen ist der Schnee weggetaut, da versinke ich höchstens im Matsch.«

Er lacht mit ihr und hält ihre Hand fest, während sie Rock und Mantel abklopft. Dann, unvermittelt, lässt er sie mit einer raschen Bewegung los, als sei er über irgendetwas erschrocken, und eilt in weiten Sprüngen hinunter zur Remise, wo die Arbeiter schon die Teller und Löffel austeilen. Während sie das Essen ausgibt und den gezuckerten Tee in die Becher gießt, sitzt er schweigend zwischen den anderen und löffelt seinen Eintopf. Der sonst übliche Wortwechsel bleibt aus, auch sie richtet heute nicht das Wort an ihn, und die Arbeiter, die sich schon auf einen hübschen Streit gefreut hatten, sind enttäuscht.

Was ist er doch für ein seltsamer Mensch, denkt sie auf dem Rückweg. Er hat zwei Gesichter, ein freundliches und ein abstoßendes. Heute ist er wirklich nett gewesen, hoffentlich streitet er dafür nicht am Abend mit mir.

Doch am Abend hat sie ganz andere Sorgen. Als sie zurückkommt, liegt ein Schreiben für sie auf dem Esstisch, das der Briefträger gebracht hat. Verwundert entziffert sie den Absender:

Dr. Alfred Riebert, Advokat der Rechte, Breite Gasse Nummer 32/1

Das Schreiben ist eine einzige Unverschämtheit.

*Sehr geehrte Frau Forster,
in Vertretung meiner Mandantin, Frau Cäcilie Jonkers, fordere ich Sie auf,
die Beleidigungen, die Sie am 26. Februar im Hause des Rittmeisters von
Klewitz an Fräulein Annemarie Jonkers richteten, reumütig und in aller
Form zurückzunehmen. Zu diesem Zweck ersuche ich Sie, eine schriftliche
Entschuldigung an Fräulein Jonkers zu verfassen, die ich in meiner Eigen-
schaft als Advokat prüfen und an die Dame weiterleiten werde.*

Mit vorzüglicher Hochachtung

Dr. Alfred Riebert

Advokat

Danuta

Wie kann eine Mutter nur so grausam sein! Selbst wenn die gnädige Frau zu schwach ist, um das Bett zu verlassen – man könnte ihr das kleine Töchterchen doch bringen, damit sie es küssen und an ihr Herz legen kann. Aber die gnädige Frau will ihr Kind nicht sehen, sie bekommt Migräne von dem Anblick des Säuglings und überlässt es der Amme, sich um das Kind zu kümmern.

»Ich bin erschöpft und muss erst wieder zu Kräften kommen«, hat sie zu Traude gesagt. »Wer weiß, ob das Kind überhaupt am Leben bleibt. Es ist sehr klein, nicht wahr? Ein Mädchen! Warum hat Gott mir das angetan? All die Mühe, die Sorgen, die Schmerzen – und dann ist es nur ein Mädchen ...«

Sogar Traude, die ein kaltes Gemüt hat, ist über diese Reden empört. »Da hat sie nun endlich ein Kind ausgetragen und geboren, und dann will sie es nicht haben«, knurrt sie beim Frühstück in der Küche. »Na schön, es ist nur ein Mädchen. Aber es ist ein Geschöpf Gottes und hat ein Recht auf sein Leben.«

»Da hast du ein wahres Wort gesprochen«, bestätigt die Amme Minna, die am Küchentisch sitzt und den winzigen Säugling an der Brust hält. Sie trägt die Kleine den ganzen Tag mit sich herum, weil diese auf der Stelle zu weinen beginnt, wenn man sie in die Wiege legt. Zuerst hat sich die junge Amme nicht daran gestört, weil es doch normal ist, dass kleine Kinder schreien und greinen. Aber dann hat Danuta ihr gesagt, dass das kleine Mädchen sehr schwach ist und viel Wärme und Liebe braucht, um zu überleben.

»Wenn die Kleine sterben sollte, bist du die Stellung als Amme gleich wieder los«, hat sie sie gewarnt. »Also mach es so, wie ich es dir rate. Halte sie bei dir und lass sie trinken, wann immer sie will.«

Danuta hat das kleine Mädchen drei Tage lang gestillt und betreut, weil sich die gnädige Frau erst am vierten Tag dazu aufraffen konnte, eine Amme einzustellen. Minna Hansen ist von den Frauen, die sich hier im Haus vorgestellt haben, keineswegs die beste Wahl gewesen, denn sie ist sehr jung und hat keine Erfahrungen mit Kindern. Aber sie ist bereit, die ersten Monate nur für Kost und Logis zu arbeiten, und hat auch sonst keine Ansprüche gestellt, das hat der Herrschaft gefallen. Danuta hat sich auch gleich mit ihr verstanden. Minna ist gutmütig und willig, sie hat ein fröhliches Gemüt und ist dem kleinen Mädchen von Herzen zugezogen. Sie stammt aus einem Weiler bei Müggau, das ist nicht weit von Danutas Heimatdorf. Minna hat erzählt, ihr Ehemann sei davongelaufen und ihr Kind gestorben, deshalb wolle sie in der Stadt als Amme ihren Lebensunterhalt verdienen. So ganz glaubt Danuta ihr diese Geschichte nicht, aber sie hat nicht weiter nachfragen wollen, weil es sie nichts angeht.

»Magst du noch eine Brotscheibe?«, fragt die Wirtschaftlerin und schiebt das Buttergefäß in ihre Richtung. »Nimm nur ordentlich von dem süßen Mus. Gleich gibt's noch warme Milch für euch zwei.«

Seitdem der kleine Christian geboren ist, hat sich die Stimmung bei den Angestellten im Hause Berend gedreht. Vorbei sind die Zeiten, als Hausmädchen und Wirtschaftlerin noch glaubten, sich nach dem Willen der gnädigen Frau richten zu müssen, und Danuta als »sittenlose Person« verachtet und schlecht behandelt haben. Inzwischen ist es überdeutlich, dass der gnädige Herr seinen kleinen Sohn über alles liebt und dass er auch Danuta bei sich im Haus behalten will. Und da sich die gnädige Frau seinem Willen zu fügen hat, ist das Personal mit fliegenden Fahnen zu Danuta hinübergeschwenkt. Nun bemüht sich die Wirtschaftlerin, sie mit

Leckerbissen zu verwöhnen, und Traude lässt keine Gelegenheit aus, Danuta zu loben und auf die gnädige Frau zu schimpfen. Wo bei ihr Letzteres aus tiefstem Herzen kommt und sie sich nicht verstellen muss.

»Was die sich einbildet!«, regt sie sich auf. »Schnell zu Kräften will sie kommen, um gleich wieder schwanger zu werden. Ein Sohn muss her. Sonst ist sie nicht zufrieden.«

»Meine Großmutter selig hat fünf Töchter geboren, bis endlich ein Junge gekommen ist. Und der ist ihr gleich wieder gestorben«, erzählt Minna mit ernsthafter Miene. »Wie es der liebe Gott halt will.«

»Fünf Töchter«, lacht die Döppel. »Da wär die Geduld der Gnädigen auf eine harte Probe gestellt. Ich glaub, das würde sie nicht überleben.«

»Vielleicht doch«, meint Traude und wiegt den Kopf. »Die tut immer so schwächlich, aber in Wirklichkeit ist sie zäh wie Juchtenleder. Die überlebt uns noch alle.«

»Ich will ihr nichts Böses wünschen«, mischt sich Danuta ein, die sich der gnädigen Frau gegenüber schuldig fühlt. »Sie ist kein guter Mensch, aber sie hat viel gelitten, und darum tut sie mir leid.«

Sie erntet Kopfschütteln bei den beiden Angestellten.

»Bevor ich die Gnädige bedaure, tu ich mir eher selber leid«, meint Traude.

»Die kriegt nur, was sie verdient«, bemerkt die Döppel kurz und knapp. »Hast du vergessen, wie sie dich damals beschuldigt hat, eine Brosche gestohlen zu haben? Dabei hat sie das Juwel ganz sicher selbst in deine Kammer getragen und dir unters Kopfkissen gelegt!«

Danuta schweigt. Auch die Döppel hat bei dieser Geschichte eine unrühmliche Rolle gespielt. Wie die Brosche in Danutas Kammer geraten ist, wurde zwar nie aufgeklärt, aber dass Danuta das Schmuckstück entwendet hätte, glaubt inzwischen niemand mehr.